© 2021 Karina Forsthuber
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at
Alle Rechte vorbehalten

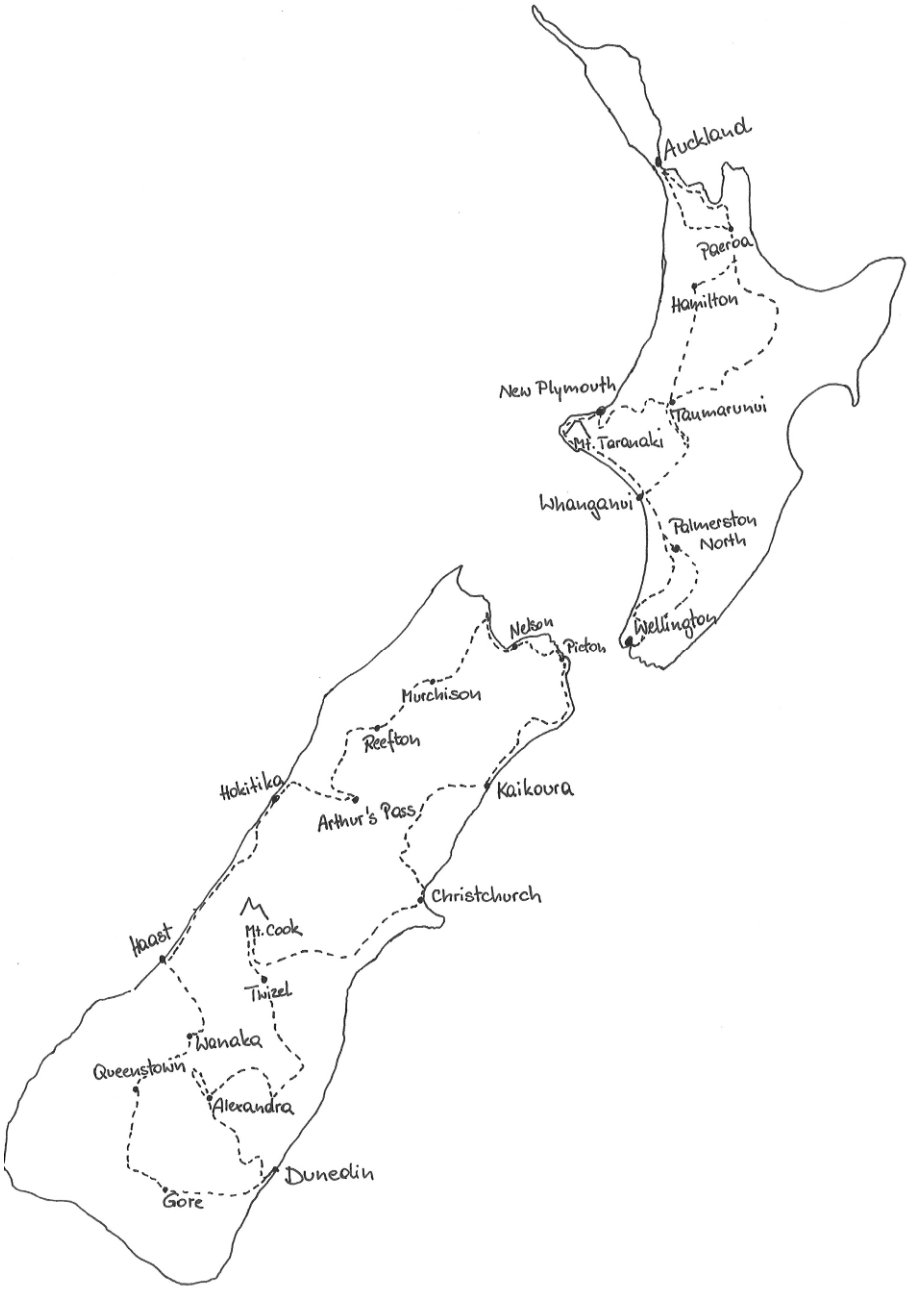
Umschlaggestaltung/Fotos/Graphik: Karina Forsthuber

ISBN Paperback: 978-3-99125-740-0
ISBN e-Book: 978-3-99125-749-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

PRINTED IN
AUSTRIA

Für Peter


Auckland
Paeroa
Hamilton
New Plymouth
Taumarunui
Mt. Taranaki
Whanganui
Palmerston North
Wellington
Nelson
Picton
Murchison
Reefton
Hokitika
Kaikoura
Arthur's Pass
Christchurch
Mt. Cook
Haast
Twizel
Wanaka
Queenstown
Alexandra
Dunedin
Gore

Prolog

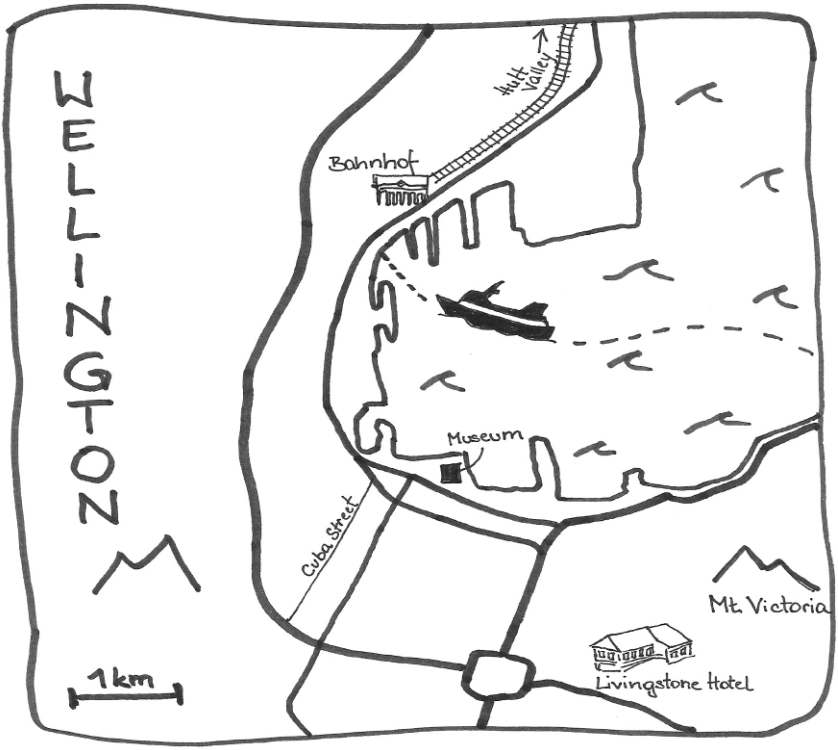
Lindau, 26.03.2020

Mit unseren schwer bepackten Fahrrädern rollten wir an diesem klirrend kalten Märztag auf den Grenzübergang vom deutschen Lindau ins österreichische Lochau zu. Wir hatten uns die Gratis-Socken aus der Delta Maschine als Ersatz für die nicht vorhandenen Handschuhe übergezogen. Vor uns das unheimliche Bild eines verwaisten Grenzübergangs, den normalerweise tausende Fahrzeuge täglich passieren. Irgendwie schwankten wir zwischen Euphorie und Unglauben. Wir wechselten noch einen Blick, und Peter meinte mit einem zufriedenen Grinsen: „Jetzt haben wir es gleich geschafft". Wir wussten, dass dieser Übergang geöffnet war, dass es aber strenge Grenzkontrollen wegen Corona gab.

Tatsächlich waren zwei junge Militärbedienstete in Uniform und ein Zivilist vor dem alten Grenzgebäude postiert und blickten uns ungläubig und leicht belustigt entgegen. Wahrscheinlich wussten sie nicht, was sie von uns halten sollten. Langsam kamen wir näher, bremsten ab, und ich meinte noch vorwitzig das Eis brechen zu müssen, indem ich mich fragend an die drei Männer wandte: „Müssen wir jetzt stehen bleiben?"

Und wirklich huschte ein kleines Lächeln über das Gesicht des Verantwortlichen, und er meinte: „Ja, das wäre wohl nicht schlecht?" Wir waren sicherlich kein alltäglicher Anblick mit unseren Reiserädern, vollgepackt mit Satteltaschen und uns selbst eingemummt in mehrere Schichten Kleidung, die als Ersatz für unsere nicht vorhandene Wintergarderobe dienen sollten.

"So, und wo kommt ihr jetzt her?", fragte der nette Grenzbeamte, woraufhin Peter und ich kurz einen Blick wechselten, und Peter schließlich schmunzelnd mit der Wahrheit herausrückte: "Aus Neuseeland".



1. Etappe
Wellington, 10 Tage zuvor

Wir stehen im untersten Deck der Bluebridge Fähre. Ganz am Rand vorne bei der großen Ladeluke. Die Fahrer der Autos, LKWs und Wohnmobile haben schon ihre Fahrzeuge bestiegen, und der Geruch von Schmieröl, Abgasen und Seetang zusammen mit dem ohrenbetäubenden Lärm und dem Ruckeln und Schwanken des Schiffes verursacht mir eine leichte Übelkeit.

Peter schaut mich an und fragt: „Hast du alles dabei?" Ich öffne nochmals kurz meine Lenkertasche und checke, ob der Geldgürtel auch an seinem angestammten Platz in der kleinen

Reißverschlusstasche ist. Auch der Laptop und das Handy, alles da. Ich sehe auf und nicke ihm zu. "Ja, hab alles", rufe ich über den Lärm der riesigen, sich jetzt öffnenden Ladeluke in seine Richtung.

Der düstere Laderaum wird mit strahlendem Sonnenschein geflutet, als sich das Megateil nach unten senkt, und schon lassen die ersten Fahrer ihre Motoren an, um dieses riesige Schiffsungetüm zu verlassen.

Günstigerweise legt die Bluebridge Fähre direkt im Zentrum von Wellington an, und so ist der erste Anblick, der sich uns bietet, ein Meer aus Hochhäusern und die Kaianlage mit den typischen Hafengebäuden. Die Stadt liegt eingebettet zwischen dem Meeresbecken und den Stadtbergen, weshalb jeder noch so steile Hang mit spektakulären Konstruktionen verbaut ist.
Der Himmel über Wellington ist blau und nur wenige Wolkenhaufen werden vom böigen Wind vorübergefegt. Nicht umsonst heißt die Stadt "Windy Welly". Aber das haben wir schon an Neujahr bei unserem ersten Aufenthalt mitbekommen. Als wir vor drei Stunden in Picton ablegten, herrschte dort warmes, sonniges und windstilles Wetter.

Entlang des mit Pfosten und Seilen abgesteckten Pfades für Fußgänger schieben wir unsere Fahrräder von Bord und stoppen erst außerhalb des Hafengeländes an der Hauptstraße. Wir haben schon bei der Überfahrt besprochen, dass wir gleich zum Livingstone Hotel fahren würden, wo wir auch zum Jahreswechsel übernachtet hatten. Den Weg kennen wir noch vom letzten Mal.

Also treten wir in die Pedale und kreuzen zuerst durch die Hochhäuserschluchten der Innenstadt, vorbei an Banken, Hotels, Regierungsgebäuden, unzähligen Boutiquen, kleinen Lebensmittelläden, Bars und Restaurants. "Mensch, da ist ja was los!", rufe ich dem vorausfahrenden Peter von hinten zu. "Brutal, wenn man bedenkt wie leer es im Dezember war". Als wir zum

Jahreswechsel hier durchkamen, war wegen der Ferien die Hälfte der Geschäfte zu. Die Straßen waren fast leer, und die Stadt wirkte geradezu ausgestorben. Jetzt sind die Gehsteige voller Passanten, die Straßen voller Autos und Busse, und vor allen Lokalen und Bars sitzen Menschen im Freien. Eigentlich könnte man glauben, die Stadt sprühe vor Lebensfreude, wenn wir nicht genau wüssten, dass auch hier der weltweite Virus bereits angekommen ist.

Da wir beide einen guten Orientierungssinn haben, fällt es uns nicht schwer, das Hotel Livingstone wiederzufinden. Wie ein riesiger gestrandeter Überseedampfer, liegt es an einer steilen Stichstraße unweit des Zentrums, und leuchtet uns mit seiner weißen Holzfassade entgegen.

Die Hanglage macht, dass sich der Eingang einige Meter unterhalb des kleinen Parkplatzes hinter dem Haus befindet: dort hatte der findige Besitzer ein Rasenstück abgezäunt, auf dem er drei kleine Wohncontainer, sogenannte Cabins, postiert hat, zwischen denen es Platz für ein paar Zelte gibt. Nur durch Zufall sind wir auf diese Campingmöglichkeit im Herzen von Wellington gestoßen. Einen "richtigen", offiziellen Campingplatz, gibt es nämlich nur circa dreißig Kilometer außerhalb der Stadt. Außerdem ist der Preis für das Camping im Livingstone so unverschämt günstig, dass wir trotz primitivster Sanitäreinrichtungen gerne wieder hierher zurückkommen.

Wir steuern also gleich den bekannten "Campingplatz" an, und wie so oft führt mein erster Weg auf die Toilette, denn meine Blase hat so circa die Größe einer Erdnuss. "Ich gehe inzwischen meinen Schatz ausgraben", meint Peter und macht sich auf den Weg hinter den Wohncontainer ganz rechts.

Der Verbuddeltrick

Das mit dem Vergraben hat bei Peter schon Tradition. Angefangen hat das Ganze vor vielen Jahren bei unserem Abflug von München in Richtung Lima. Dazu muss man wissen, dass wir unser Reisegepäck aus Prinzip als Handgepäck mitnehmen.

Damals waren die strengen Handgepäcksregeln noch recht neu und Peter hatte total vergessen, dass sein Leatherman mit im Rucksack war. Der Security Check war natürlich unbarmherzig und meinte, „Entweder als Gepäck aufgeben oder wegwerfen". Beides kam für Peter absolut nicht in Frage, und er wäre nicht er, wenn er nicht eine ungewöhnliche Lösung des Problems gefunden hätte. Nach kurzer Überlegung zog er mich beiseite und sagte: „Komm mal mit. Das haben wir gleich erledigt".

Wer den Flughafen München kennt, der weiß, dass sich gegenüber der Abflughallen die Parkhäuser befinden. Deren Fassaden sind teils mit Pflanzen begrünt, und unter einer dieser schönen Bepflanzungen fand Peter ein Fleckchen Erde, in dem er ein Loch graben konnte, das tief genug war für sein geliebtes Taschenmesser. Wir prägten uns beide den genauen Standort ein und konnten das gute Teil tatsächlich zehn Wochen später unbeschadet wieder dort ausgraben.

Hier in Wellington hat Peter also wieder seinen Verbuddeltrick angewendet, und als ich von der Toilette komme und ihm mit einem "Na, und?" entgegentrete, hält er stolz den Sack in die Höhe, in dem er zwei T-Shirts, eine kurze Hose und einen Reservefahrradschlauch verstaut hatte. "Alles da, und picobello", freut er sich und merkt noch an: "Siehst du, so habe ich mir in den letzten Wochen einiges an Gewicht gespart. Die Sachen haben mir überhaupt nicht gefehlt!".

Das Thema Gewicht ist bei Radfahrern natürlich immer präsent, da man jedes Gramm mit eigener Muskelkraft transportieren muss. Für Peter ist das "Wir müssen Gewicht sparen" fast schon ein Mantra. Die Lösung, diesen Sack einfach dem Hotelbesitzer anzuvertrauen kam nicht in Frage, denn wir wussten nicht wie vertrauenswürdig er wäre, und außerdem könnte es sein, dass er eine horrende Gebühr verlangt hätte.

Nachdem diese erste Hürde gemeistert ist, machen wir uns auf, um den Check-in zu erledigen. Das Livingstone ist sicherlich einmal ein feudales Hotel gewesen, welches aber mittlerweile seine besten Jahre hinter sich hat. Der Vergleich mit einem riesigen Ozeankreuzer liegt nahe, denn die Zimmer sind so winzig klein, dass sie tatsächlich an Kajüten auf einem Schiff erinnern.

Die von uns mitbenützten drei Duschen und zwei Toiletten werden nicht nur von Männern und Frauen gleichermaßen, sondern auch von einer nicht zu erfassenden Anzahl von Hotelgästen benutzt. Um dorthin zu gelangen, müssen wir durch die ewig offen stehende Hintertür ins Haus schlüpfen und einem teppichbelegten Gang folgen, der seine besten Jahre ebenfalls schon hinter sich hat. Den Gang entlang reihen sich die Zimmertüren so eng aneinander, dass man kaum glauben kann, dass in dem Zimmer dahinter ein Bett Platz findet. Einmal kam ich zufällig an einer offenen Tür vorbei und sah, dass das Zimmer gerade so Platz für ein schmales Bett und eine

Nische in der Wand bot, die als Kleiderschrank dienen sollte. Mit ausgestreckten Armen könnte man beide Zimmerwände berühren.

Am Ende des Ganges windet sich ein enges Treppenhaus eine Etage tiefer und führt zu einer Tür, die in den großen Speisesaal und Aufenthaltsraum führt. Einmal durch die Tür sind es noch zwei Stufen runter zu den großen, schwarzen Resopal-Tischen, um die sich uralte Stühle mit verschlissener, fleckiger Polsterung gruppieren. Doch nicht nur optisch gibt dieses Ambiente einiges her, auch der Geruch ist nichts für empfindliche Nasen. Das olfaktorische Gemisch, welches aus der angeschlossenen Gemeinschaftsküche in den Raum wabert, enthält von asiatischer Gemüsepfanne, über scharf angebratenes Steak bis zu Rührei alles, was die Kochkünste der internationalen Travellerszene hergibt.

In einer Ecke reihen sich drei riesige Kühlschränke aneinander, und ihr Gebrumm mischt sich mit dem zischenden Anbraten in der Küche und dem Geklapper von Pfannen und Geschirr. Neben dem Hintereingang zu diesem sicherlich vier Meter hohen Raum ist ein riesiges Regal mit unzähligen Fächern montiert, welches prall gefüllt mit Stofftaschen, Plastiktaschen, Kartonschachteln oder einfach lose eingeräumten Lebensmitteln ist. Hier kann jeder Bewohner seine eigenen Vorräte verstauen. Die schiere Menge an gefüllten Regalfächern könnte einen glauben lassen, dass hier hunderte Gäste wohnen. Tatsächlich halten sich aber zu keiner Tageszeit mehr als fünf oder sechs Personen auf einmal im Aufenthaltsraum auf.

Erstaunlicherweise befindet sich in diesem skurrilen Saal auch ein Flügel und lässt irgendwie erahnen, dass das Haus einmal bessere Zeiten und wohlhabendere Gäste gesehen haben muss. Jetzt ist er übersät mit Zeitschriften, Kinderspielzeug und ein paar wenigen Notenblättern.

Als wir an diesem Nachmittag hier einlaufen, sind nur zwei der fünf Tische belegt, und die jungen Leute - hier wohnen hauptsächlich

junge Leute - sind auf die Lieblingsbeschäftigung der heutigen Reiseszene konzentriert, dem Hantieren mit ihren Handys. Manche telefonieren laut. Man hört Gespräche auf Französisch, Englisch oder Japanisch, und natürlich geht es um die eigene Reise und die unvergleichlichen Erlebnisse dabei.

Wir durchqueren den Raum, da wir wissen, dass der Kapitän des Schiffs meistens auf der Kommandobrücke zu finden ist. Sie besteht aus zwei klapprigen Gartenstühlen vor dem Haupteingang. Dieser offizielle Zugang zum Hotel führt über eine Terrasse, die mit Holzbänken und vielen Aschenbechern ausgestattet ist, und von der man einen herrlichen Ausblick auf Wellington hat. Kapitän Bill ist ein wortkarger Typ mit weißem Haar und schlurfendem Gang. Er sitzt auf seinem Gartenstuhl und hat außer der üblichen Zigarette auch noch ein Glas Weißwein in der Hand. Wir haben das Geschäftliche rasch erledigt, denn die dreißig Dollar, die er für die Übernachtung verlangt, wechseln schnell den Besitzer und verschwinden in der Tasche seiner verschlissenen Cordhose.

„Sollen wir gleich das Zelt aufstellen? Nicht, dass noch der beste Platz von jemand anderem belegt wird?“, dränge ich Peter zur Eile. „Ja, können wir machen, aber dann gehen wir gleich in die Stadt.“ Der Andrang an Campern ist noch nicht sehr groß. Bei unserer Ankunft haben wir nur zwei andere Zelte hinterm Haus gesehen. Wir machen uns also auf, für unser kleines Heim einen guten Platz zu finden.

Vom letzten Mal wissen wir noch, dass das Areal durch die Lage am Hang sehr windig ist, dass aber die Grünflächen zwischen den aufgestellten Cabins keine Seitenwinde abbekommen. Zwar sind diese Wohncontainer belegt, was wir aus den vor der Tür liegenden Schuhen und den gekippten Fenstern schließen können, wir gehen aber davon aus, dass den Bewohnern ziemlich egal ist, ob vor ihrem Fenster jemand die Nacht in einem Zelt verbringt. Der Platz reicht

gerade so aus, um unser Zelt in der Lücke aufstellen zu können und doch noch rein und rausschlüpfen zu können.

Unser Zelt

Unser Zelt ist ein Kuppelzelt, welches wir schon im Schlaf aufstellen können. Peter ist für die Stangen und den Zeltaufbau zuständig, während ich die Inneneinrichtung übernehme. Mir obliegt das Aufblasen der (beinahe) selbstaufblasenden Liegematten, das Auspacken der Schlafsäcke, Innenschlafsäcke und Kissen, sowie das Vorbereiten der „Betten".

Unser Zeltaufbau hat sich durch hundertfache Wiederholung fast schon automatisiert. Jeder weiß, was zu tun ist und wie ein choreographierter Tanz spielt sich dieses Ritual jeden Abend und desgleichen der Zeltabbau jeden Morgen ab. Das führt auch dazu, dass wir meist nicht länger als fünf Minuten benötigen.

Wir verfolgen die Philosophie des heringlosen Zeltbaus und blicken mit Spott auf Heringfanatiker, die es kaum erwarten können, ihre Heringe in den Boden zu schlagen und dies oft mit Winkel, Wasserwaage und Präzisionswerkzeugen zelebrieren. Deshalb ist eine der wichtigsten Eigenschaften, die ein Zelt für uns haben muss, die Möglichkeit es ohne Heringe aufstellen zu können.

Bei unserem geliebten Zelt müssen nur zwei gekreuzte Stangen bogenartig in die Eckösen der Plane gesteckt und die vorgesehenen Häkchen des Innenzeltes in die Stangen eingehakt werden, schon steht es. Darauf noch

die dunkelgrüne Überplane geworfen, welche ebenfalls an den Ecken befestigt wird und die mit einer kleinen durchgesteckten Querstange ihre Spannung erhält und voilà - fertig ist unser Palast.

Für uns ist unser Zelt trotz seiner fast zwanzig Jahre das beste Zelt von allen, und kein anderes kann ihm das Wasser reichen. Leider kann es uns aber Wasser reichen. Wir hadern in letzter Zeit etwas mit unserer Schlafbehausung, denn der Boden ist so wasserdurchlässig wie ein Stück Baumwollstoff und zusätzlich kommt Wasser durch die Nähte ins Innere, was aber nur bei starkem, naja eigentlich auch bei leichtem Regen, passiert.

Dann können wir zusehen, wie sich die herein sickernden Tropfen zu einer kleinen Pfütze in der Mulde des Innenzeltes über unseren Köpfen sammeln. Jeden Moment könnte sich diese Pfütze über uns ergießen und nur die unerklärliche Dichtigkeit des durchsichtigen Netzgewebes rettet uns vor einer Überflutung.

Aus diesem Grund sind wir dazu übergegangen, bei Regen einen Zeltplatz unter Bäumen oder einem Dach zu suchen. Zusätzlich haben wir im Baumarkt zwei wasserdichte Planen gekauft. Eine dient als Unterlage für den undichten Zeltboden und eine spannen wir mit Packschnüren über das Zelt. Mit dieser Methode haben wir einige nasse Nächte überstanden. Nach jeder Regennacht wird der Wunsch nach einem neuen Zelt größer, aber immer, wenn wir dann im Laden stehen, finden wir irgendeinen Grund, warum wir doch weiterhin in unserem heißgeliebten Zelt schlafen wollen.

Auf Campingplätzen haben wir eine neue Lieblingsbeschäftigung gefunden. Die Begutachtung aller

vorhandenen Zelte inklusive Befragung der Zeltenden, wodurch wir mit vielen anderen Reisenden ins Gespräch kommen. Offensichtlich ist das Zelt für jeden Tramper das wichtigste Gut und er liebt es, darüber zu reden und zu fachsimpeln. Bei einigen dieser Gespräche haben wir festgestellt, dass „teuer" nicht immer „gut" heißen muss, und dass ein perfektes Zelt nicht leicht zu finden ist. Das bestärkt uns in unserer Entscheidung, unser Zelt zu behalten und weiterhin die Planen unten und oben zu spannen.

„Komm lass und noch kurz ins Internet schauen", drängt Peter nachdem der Zeltaufbau erledigt ist. Ich spüre die Verunsicherung und Unruhe in seiner Stimme. Seit wir gestern Abend vor der Überfahrt von der Südinsel mit Peters Bruder telefoniert haben, ist Peter in Alarmbereitschaft. Die Situation in Europa, die uns Markus beschrieben hat, hört sich nicht gut an, und die Szenen und Bilder von COVID Toten in Italien, die er uns beschrieben hat, tragen dazu bei, dass wir unsere Reise nicht einfach so unbeschwert fortsetzen können.

Wir schnappen uns also unser Tablet, setzen uns auf die Terrasse vor dem Hotel und loggen uns ins WLAN ein. Lockdown in Österreich, unzählige Tote in Italien, Ausgangssperren in China und weltweit steigende Infektionszahlen können wir den Nachrichten entnehmen.

Wir sitzen hier am anderen Ende der Welt bei strahlend schönem Sommerwetter und können gar nicht glauben, was wir da lesen. Auch die Neuseeländischen Nachrichten mahnen zur Vorsicht. Dass keine Einreisen aus China mehr möglich sind, das haben wir schon vor ein paar Tagen erfahren.

In meinem unerschütterlichen Optimismus und weil ich einfach nicht wahrhaben will, dass diese Entwicklung vielleicht das Ende unserer Reise bedeuten könnte, sage ich zu Peter: „Ich bin mir sicher, dass es in Neuseeland nicht so schlimm wird. Die kriegen das sicher gut in den Griff.“
„Das kommt hier genauso wie in Europa und dann sitzen wir am Ende der Welt in einem fremden Land und haben nichts dabei als unsere Fahrräder und unser Zelt!“, kontert Peter.
„Aber schau, hier ist noch gar nichts zu merken und zu Hause gibt es immer mehr Erkrankte und vollen Ausnahmezustand. Schauen wir mal wie sich das weiterentwickelt, dann können wir noch immer eine Rückreise ins Auge fassen.“

Da habe ich aber nicht mit Peter gerechnet, der immer sehr vorausschauend plant und ein ausgeprägtes Sicherheitsdenken hat. Ich merke genau, dass es in ihm brodelt und seine Gedanken kaum etwas anderes machen, als sich zu überlegen, wie wir am besten aus dieser Situation rauskommen.
„Jetzt siehst du mal, dass der Typ am Campingplatz in Nelson keine Ahnung hatte. Wenn die Regierungen auf der ganzen Welt solche Maßnahmen setzen, dann ist das keine normale oder harmlose Grippe! Das ist ein tödlicher Virus“, ist seine emotionale Antwort.
„Ja, aber hier haben wir es doch am besten, denn es ist Sommer und bis in ein paar Wochen ist das Ganze vielleicht überstanden“, versuche ich zu beschwichtigen.

Was Entschlossenheit und Argumentation angeht, kommt man gegen Peter nicht so leicht an, und so nehme ich es vorerst hin, als er beschließt: „Wir nehmen Kontakt mit der Botschaft auf und dann erkundigen wir uns bei der Einwanderungsbehörde, ob wir unser Visum von Ende Mai auf Ende August verlängern können.“
„Also gut. Aber heute ist Sonntag und wir können kaum was ausrichten. Lass uns in die Stadt gehen und mal schauen, wo das Konsulat und das Einwanderungsbüro zu finden sind.“

Gesagt, getan! Wir machen uns auf und verlassen das Hotel in Richtung Innenstadt. Den Hügel runter und vorbei am uns bereits bekannten Einkaufsladen an der Ecke sind es circa zwei Kilometer bis ins Zentrum. Wir nehmen den Weg durch die belebte Cuba Street, die zum Großteil als Fußgängerzone genutzt wird. Hier sind viele Einheimische und noch mehr Touristen unterwegs.

Die Corona-Nachrichten lassen uns aber einen großen Bogen um Lokale und Menschenansammlungen machen. Plötzlich wird jeder Huster mit schrägen Blicken geahndet, und jeder asiatisch aussehende Passant mutiert zum potentiellen Virenträger. Was kann ein Virus aus einer Gesellschaft in kürzester Zeit machen!? Es ist unglaublich.

„Das ist die Straße, in der das österreichische Konsulat untergebracht ist. Das habe ich vorher im Internet gelesen. Es muss die Nummer 67 sein. Wo ist die nur?“. Ich bin erleichtert, dass die gesuchte Adresse so nahe am Zentrum und ohne Bus oder Auto zu erreichen ist.
„Diese Eisdiele hat 63, es muss hinter dem kleinen Platz hier sein“, antwortet Peter, und tatsächlich stehen wir unvermittelt vor einem Hochhaus, das schon etwas älter und abgewohnt wirkt, in dem sich aber offensichtlich einige Firmenbüros und laut Türschild auch das österreichische Konsulat befindet.
„Oh Mann, hier steht, die haben am Montag nicht offen“, informiere ich Peter enttäuscht. „Was tun wir jetzt?“
„Wir rufen einfach mal an. Die Nummer haben wir ja von der Homepage.“
Das machen wir auch gleich an Ort und Stelle, aber natürlich läuft der Anrufbeantworter und informiert uns, dass man außerhalb der Öffnungszeiten Kontakt mit dem Konsulat in Auckland aufnehmen soll. Peter drängt darauf, gleich anzurufen, aber ich will lieber warten, da am Sonntag sicher niemand arbeitet.
„Wir rufen da jetzt an, denn die müssen immer erreichbar sein“, insistiert Peter.

Unser Anruf landet auch hier bei einem Anrufbeantworter, auf dem eine Stimme bei Hinterlassen der eigenen Nummer einen Rückruf verspricht. Also hinterlassen wir unsere neuseeländische Handynummer und schlendern in Gedanken versunken in Richtung Hafen.

Unten am Ufer ist das eigentliche Touristenzentrum von Wellington mit Museen, einer kleinen Lagune mit Freiluftbars, einem Hangar für Helikopterrundflüge und netten Parkanlagen. Hinter dem riesigen National Museum gibt es einen großen Parkplatz für Wohnmobile und natürlich zieht es uns dorthin, um vielleicht mit einigen anderen Europäern ins Gespräch zu kommen.

„So, alles erledigt“, sage ich zu Peter, als ich von der Toilette des großen Museums zurück auf den Vorplatz komme. Wir wollen gerade vorbei an den Fahrradabstellplätzen zum Parkplatz gehen, da stutzt Peter. „He, ist das nicht der Julian?“
„Na klar ist er es. Und schau, da steht ja auch das Tandem!“, rufe ich euphorisch. Wir stürzen freudig auf den jungen Mann in T-Shirt und Sporthose zu. Auch Julian hat uns inzwischen bemerkt und ist sichtlich erstaunt, uns hier zu sehen. Wir kennen ihn und seine Freundin Viola vom Campingplatz in Wanaka, wo wir die beiden vor drei Wochen kennengelernt haben.
Sie sind ein junges Pärchen aus Norddeutschland. Angehende Ärzte, die vor dem Berufsstart noch eine Weltreise mit Tandem unternommen haben. Die Geschichte der beiden war abenteuerlich, und wir wussten inzwischen, dass sie von Deutschland aus bis nach Indien geradelt sind, wo sich ihre Reise aufgrund eines Verkehrsunfalls dramatisch geändert hat. Der Schlüsselbeinbruch, den sich Julian dabei zuzog, wurde in Indien notoperiert, und nach dem Schock haben die beiden beschlossen, die Verletzung in Neuseeland bei Violas hierhin ausgewanderter Schwester zu kurieren. Von hier aus wollen sie ihre Reise fortsetzen. Die beiden waren wegen ihrer medizinischen Ausbildung für uns schon bei der ersten Begegnung eine Quelle an Informationen zu

Viruserkrankungen, und trotz ihrer Jugend verließen wir uns auf ihre Einschätzung der Lage.

„Wo hast du denn Viola gelassen?“ ist unsere erste Frage an Julian. „Sie kauft gerade ein paar Vorräte ein, während ich hier beim Bauernmarkt noch einiges an genießbarem Gemüse aus dem Entsorgungscontainer gezogen habe“, erzählt Julian und hält einen prall gefüllten Stoffsack in die Höhe. Wir erfahren, dass die beiden an diesem Morgen mit der Fähre angekommen sind und hier in Wellington bei einem WarmShowers Gastgeber übernachten wollen, den sie am Abend treffen würden. „Wir haben auch Kontakt mit zu Hause aufgenommen. Meine Mutter kam vor zwei Wochen aus Vietnam zurück und hat den Virus wahrscheinlich auch!“, informiert uns Julian.

„Wie geht es bei euch denn jetzt weiter?“, wollen wir wissen. Inzwischen ist Viola zurück vom Einkaufen und macht große Augen, als sie uns alle da stehen sieht. „Wir haben ja sowieso unseren Rückflug Ende April, und bis dahin werden wir eben weiterreisen!“, meinen die beiden. Wir melden da so unsere Zweifel an und irgendwie können wir sie überzeugen, dass sie auch am nächsten Morgen mit uns bei der Immigration die Information über eine Visumverlängerung einholen gehen.

Wir vereinbaren den Treffpunkt bei der ausfindig gemachten Adresse für neun Uhr früh. „Wenn ihr inzwischen noch irgendetwas Neues erfahrt, schickt uns doch eine Nachricht, oder ruft uns an!“, bitten wir die beiden zum Abschied und fühlen uns irgendwie nicht mehr so allein mit unseren Sorgen und Zweifeln. An diesem Abend kochen wir uns eine Kleinigkeit in der Küche des Hotels und konsultieren nochmals das Internet, um zu erfahren, ob es inzwischen wieder Neuigkeiten aus Österreich gibt.

In dieser Nacht auf dem Zeltplatz zwischen den beiden Cabins hinter dem Parkplatz des Livingstone Hotel schlafen wir beide nicht gut.

Das liegt aber nur zum Teil an den schwirrenden Gedanken über Corona und unsere Situation. Zusätzlich hält uns der böige Wind, der an unserer Zeltplane zerrt und zupft, wach. Auch die Cabin-Bewohner neben uns, die die ganze Nacht bei offenem Fenster telefonieren und husten, tragen nicht gerade dazu bei, dass wir tiefen Schlaf finden können.

Am Morgen habe ich das Gefühl, dass ich kein Auge zugemacht habe, und statt dem üblichen „Hast du gut geschlafen?“, lautet diesen Morgen meine Frage an Peter: „Hast du auch so schlecht geschlafen wie ich?“.
„Ich hasse diesen blöden Wind und ich habe mir Gedanken gemacht, wie wir weiter machen sollen!“, kommt als Antwort von Peters Seite. „Wir dürfen diese Sache nicht unterschätzen. Ich möchte so schnell wie möglich nach Auckland, denn da ist die Botschaft und da sind wir in der Nähe des Flughafens.“

Für mich ist sein Plan wie eine kalte Dusche, denn dass unsere Reise jetzt nicht wie geplant zu Ende gehen soll, und wir große Teile der Nordinsel nicht besuchen können, will mir nicht in den Kopf. Außerdem hoffe ich noch immer, dass wir die bereits gebuchte Weiterreise nach Fiji und später nach Nordamerika machen können.
„Aber dein Bruder hat auch gesagt, er würde an unserer Stelle eher hierbleiben, als nach Europa zu kommen!“, halte ich deshalb dagegen.
Dass wir völlig unterschiedliche Ansichten haben, ist uns beiden klar, und so beschließen wir, uns vorerst so viele Informationen wie möglich zu beschaffen.

An diesem Morgen gegen halb neun radeln wir in die Stadt und suchen das Immigration Office, vor dem wir uns mit Julian verabredet haben. Es befindet sich im zentralen Bankenviertel und ist nur durch eine unscheinbare Plakette am Klingelschild eines Hochhauseingangs gekennzeichnet. Julian ist schon dort und wartet auf uns. Wir klingeln und werden eingelassen. Als wir im fünften